

Robert Menasse: Die Zerstörung als Wille und Vorstellung

Frankfurter Poetikvorlesungen, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2006.

Dem System ein Schnippchen schlagen

(bu) Dass der 1954 in Wien geborene Schriftsteller kein unpolitischer Mensch ist, war schon vor seinem Auftritt in Frankfurt bekannt. Warum das so ist, nicht anders sein kann, legte Robert Menasse in den im letzten Jahr gehaltenen Poetikvorlesungen eindrücklich dar. Im Band *Die Zerstörung der Welt als Wille und Vorstellung* sind diese fünf Reden von fünf verschiedenen Figuren – dahinter sich aber immer die eine verbirgt – nun nachzulesen. Menasse tritt zunächst als Hochstapler, dann als Spinoza auf, gefolgt von einem der wenigen Lebenden, die Cassandra persönlich kennen gelernt haben, danach als Mörder und zu guter Letzt als Gott. Dass seine Vorträge im legendären Adorno-Hörsaal den üblichen Rahmen sprengen würden, deutete der Schriftsteller gleich zu Beginn an: „Einen Dichter einzuladen, eine Poetikvorlesung zu halten, ist etwa so sinnvoll, wie einen Kannibalen als Ernährungsberater zu engagieren.“ Da nimmt einer den Mund ziemlich voll, auch weil für ihn „diplomatisches Formulieren die achte Todsünde ist“. Klar wird bei der Nachlese aber auch: Menasse geht es nur nebenbei um Provokation und Pointe, am Pranger steht der moderne Kapitalismus; ein System, das mittlerweile keine Alternative mehr kennt – was Menschen allzu leichtfertig oder leichtgläubig auf sich selbst übertragen, bei schwindender Selbstbestimmung zum eigenen Schicksal machen: „Globalisierung, so wie sie heute stattfindet, ist also die perfekte Restauration des Geists der Vorzeit der Neuzeit. Mit einem Unterschied: Heute fügen wir uns in ein Schicksal, das wir, als wir objektiv noch eines hatten, nicht anerkennen wollten.“

Welche Gefahren dieses System – insbesondere nach dem Geschwistermord an der Demokratie – in sich birgt, dafür reicht ein Verweis auf die Mitte des 20. Jahrhunderts, auf jene Konsequenzen, die man sich nach den beiden Weltkriegen zu ziehen genötigt sah. Zwei davon hebt Menasse hervor: „dass dem Kapital Fesseln angelegt wurden und dass der Sozialstaat ausgebaut wurde.“ Und er fährt fort: „Diese Konsequenzen wurden sehr bewusst gezogen – werden jetzt aber wieder rückgängig gemacht, somit Verhältnisse der Zeit vor dem Krieg schrittweise wiederhergestellt. Wenn das so ist, und es ist so, wie können wir uns dann unsere Zukunft vorstellen?“ Und wie sieht die Gegenwart aus? Sie leitet sich für Menasse direkt aus den Ereignissen des 11. Septembers 2001 ab. In der kategorischen Unterscheidung von Gut und Böse seither, die keine Schattierungen oder Grauzonen mehr zulässt, ist der Terror „nicht nur der stärkste, sondern geradezu einzige Konsolidierungsgrund unserer Zivilisation“ geworden. Wer sich verteidigt, ist das System – nicht uns, sondern sich selbst. Die Eigendynamik dieses Systems, das keinen Verursacher und schon gar keinen Schuldigen kennt, bestimmt gleichfalls die kleinen Dinge des Alltags: „In Wahrheit sind die Kürzungen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Gemeinwohls im Staatshaushalt nur aus einem einzigen Grund notwendig bzw. geradezu erzwungen worden: weil das Kapital seinen Anteil am Gemeinwohl nicht mehr zu leisten bereit ist.“ Menasse lässt keinen Zweifel daran, dass staatliche Wirtschaftspolitik heute längst nicht mehr nach volkswirtschaftlichen Kriterien gemacht wird, sondern aus betriebswirtschaftlichen. Die EU ist somit kein Instrument der Menschen in Europa, die Menschen werden von der EU-Ökonomie instrumentalisiert, funktionalisiert und nicht selten wegrationalisiert.

Was hat das mit Poetik zu tun? Menasse geht davon aus, dass „alle Literatur ein jeweils in Form und Inhalt gültiger und bleibender Ausdruck der Zeit ist, in der sie entstand“; zu ergänzen: und entsteht. Die Kenntnis gegenwärtigen Um- und Zustände ist also Bedingung der Möglichkeit neu zu entstehender Literatur. Ob wir uns tatsächlich in einer „Unzeit“ befinden, die dementsprechend nach unzeitgemäßen Betrachtern (und Schreibern) ruft, wie Menasse meint, bleibt freilich Ansichtssache. Doch wäre damit schon ein erster Schritt getan – und hier offenbart sich Menasses Dialektik schon beinahe als sokratische: Denn wenn etwas Ansichtssache ist, dann lässt es sich, wie es der Begriff vorgibt, aus verschiedenen Perspektiven betrachten; auf den Punkt gebracht: „Ein Bild bleibt Ansichtssache, die Wiederholung erst zerstört sie.“ Damit spielt der Schriftsteller unter anderem auch auf die x-fache Wiederholung der Bilder des Anschlags auf das World Trade Center an – und leitet daraus die folgende hypothetische Frage ab: „Können Sie sich vorstellen, dass Bilder vom unermesslichen Leid von verhungerten Menschen auf anderen Kontinenten in Bildsequenzen in

ewigen Wiederholungen ausgestrahlt werden, bis die Weltöffentlichkeit in breiter Allianz entschlossen ist, dieser massiven Zerstörung der Menschenwürde ein für allemal den Kampf anzusagen?“

Wie dem System entgehen? – Die Frage ist falsch gestellt. Tatsächlich schwebt Robert Menasse eine neue Art von persönlichem Engagement vor, Individuen, die sich auf ihre Fähigkeit als Schöpfer der eigenen Lebensrealität besinnen. Auch weil es dem Politiker nicht mehr gelingen kann, im Auftrag eines Volkes zu handeln – er (oder sie) hat inzwischen nach den Interessen des (Wirtschafts-)Systems zu reagieren. Fraglos geht Menasse zu weit, wenn er den Selbstmordattentäter auf einen Sockel stellt – „er ist in seiner Praxis, was wir bloß ideologisch sind: das umfassend entfaltete Individuum: einzigartig und auslöschar, beides bejahend“. Richtig aber ist: Das Individuum ist – ganz im Gegensatz zum Politiker – dem System nur bedingt unterworfen, eigentlich gar nicht, und selbst wenn es subversive Züge annimmt, das schert das System nicht, für den Einzelnen ist es nämlich blind, das Individuum bleibt in seiner Entfaltung unbehelligt – daraus ließe sich doch was machen, oder? Wer tritt da wen in den Hintern? Ansichtssache, keine Frage. Es lohnt sich also in jedem Fall, genau hinzusehen oder eben auch: zweimal zu lesen.